

(Nachdruck verboten.)

14)

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

Zu diesem Augenblick kam mit Lärm und Gelächter eine Menge junger Männer und Mädchen über die Brücke gelaufen; in dem Mittelraum zwischen den Pfeilern rechts, einige andre nach links; die nach rechts gelaufen waren, brüllten plötzlich vor Freude förmlich auf, sprangen ins Boot hinein, und gleich darauf hörte man die Ruderschläge auf dem Wasser ertönen. Sie schriean voller Bewunderung über den Mond und die Sterne, und beschloßen endlich, laut zu singen. William und Esther standen da und hörten zu. Nach dem zweiten Vers des Liedes legte William seinen Arm um Esther und zog sie an sich.

„Ach, Esther, ich habe Dich so lieb!“

Sie sah ihn an, ihre großen grauen Augen leuchteten vor Liebe, aber sie sagte:

„Ist das wirklich wahr? Was ist denn eigentlich an mir, das man lieb haben könnte?“

Er preßte sie fest an sich und sagte noch einmal:

„Ja, ja, ich liebe Dich, Esther!“

Sie erwiderte nichts darauf, und dann wanderten sie langsam weiter. Ein Ebereschbaum warf seine schwarzen Schatten auf den Weg vor ihnen; das Dunkel im Garten war jetzt fast vollkommen, aber von der Seite des Hauses her strömte ihnen etwas Licht entgegen. Sie nahmen ihren Weg wieder dem Hause zu. Während ihrer Abwesenheit hatte sich das Aussehen des Ballsaales sehr verändert. Die Männer an dem runden Büfett riefen laut nach Brantwein und Whisky und sprachen nur noch von Neunen und Wetten; einige waren auch zum Abendessen gegangen, andre tanzten. Eine große, magere Frau, die gleich Esther ein weißes Mullkleid trug und eine Bernsteinkette um den Hals hatte, tanzte in der Quadrille mit dem „Kleinen Teufel“, und alles brüllte vor Lachen, wenn sie den Kleinen Kerl wie einen Kreisel herumdrehte oder in ihre Arme nahm und hinübertrug. William wollte wieder tanzen, Esther aber hatte Hunger und zog ihn mit sich fort in den Nebensaal, wo man sich mit Courage und Elbogen etwas kaltes Beefsteak, Huhn und Bier erkämpfen konnte.

Während sie sich ihren Weg durch die Menge bahnten, erblickte Esther am andern Ende des Saales wieder die drei vornehmen jungen Herren.

„Sag' mal, wenn die mich wieder zum Tanzen aufordern, soll ich ihnen dann gerade ins Auge sehen und sagen: Nein!“

William dachte einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Nein, tanze nur lieber mit ihnen, wenn sie Dich aufordern, denn wenn Du es nicht thust, wird Sarah sagen, ich hätte es Dir verboten.“

„Wir wollen noch eine Flasche trinken!“ rief „Singer“.

„Na, was sagen Sie dazu, Herr Thomas?“

Herr Thomas hustete und lächelte und meinte, Mr. Arthur hätte wohl Lust, ihn auf die Wache gebracht zu sehen, aber er versprach doch, seinen Teil an der Flasche zu trinken. Man ließ also noch zwei Flaschen kommen, und unter allgemeiner Teilnahme wurde der vermutliche Ausgang des Herbstrennens diskutiert. William war sehr stolz darauf, sich in solcher Gesellschaft zu befinden, und eine Cigarre zwischen den Zähnen, die ihm gar nicht schmeckte, ein Glas Champagner in der Hand, hörte er aufmerksam zu. Plötzlich wurde die Unterhaltung durch den Klang des Horns unterbrochen, welches einen beliebigen Walzer intonierte, und sowohl die Nüchternen wie die Betrunknen eilten davon.

Weder Esther noch William konnten Walzer tanzen, aber sie amüsierten sich trotzdem sehr gut und hüpfen herum wie zwei wilde, in Freiheit gesetzte Kinder; mit einer Polka und einer Mazurka ging es schon besser, aber an den Kontertänzen, bei denen alle Mit tänzer verknügt und heiter waren, wo sogar Sarahs sonst so mürrisches Gesicht vor Vergnügen glänzte, erfreuten sie sich am meisten. Doch das Hauptstück des Abends

war der Sir Roger de Coverley, und Esther hatte sich noch nie in ihrem Leben so amüsiert, wie bei diesem närrischen Tanz, wo sie fortwährend die ganze Länge des Zimmers herauf, dann knickten und wieder herunter laufen mußte, um ihren Platz zu finden. Und wie süß war es nun, auf ihren Platz zurückzukommen und dort ihren William zu finden, der ihr seine Hand entgegenstreckte! Und wie aufregend war es, dem jungen Mr. Preston entgegenzugehen, ihm einen Knicks zu machen und wieder zurückzulaufen.

Plötzlich schrie eine Stimme aus der Menge: „Es wird zu spät sein! . . . und in den jetzt fast schon ganz dunklen Stunden öffnungszeiten konnte Esther den „Kleinen Teufel“ sehen, der dort völlig betrunken herumtaumelte. Aber plötzlich schien es ihr in diesem Augenblick, als sei all dieses Tanzen, Trinken, Wosen und Lieben sündhaft und gottlos, und als hätte sie sich unter keinen Umständen überreden lassen dürfen, mitzutun; vielleicht hätte sie es auch nicht gethan, aber Miß Mary hatte sie in ihr Zimmer holen lassen und ihr eines ihrer alten Kleider angeboten, und sie konnte doch Miß Mary unmöglich nein sagen. —

Plötzlich hörte man im Garten laute Stimmen und Wortwechsel. Das magere Mädchen in dem weißen Mullkleide sagte irgend etwas, was der junge Mr. Preston energisch verneinte. Esther hörte, wie William irgend einem erzählte, daß es ein Irrtum wäre, daß er und seine Kameraden die mindeste Absicht hätten, eine Prügelei auf dem Ball zu veranstalten, ja, daß sie diejenigen, die etwa dazu Lust zeigten, sofort hinauswerfen würden.

Esther sah ihn an, als er so sprach, und ihr ganzes Wesen erbebt vor Liebe zu ihm; wie prachtvoll er aussah, als er so da stand! . . . Die breiten Schultern, die hohe Gestalt neben dem kleinen Mann mit dem trummen Rücken, den er wie eine Feder hätte nehmen und herumschwingen können! Als der Bank vorüber war, half er Esther ihren Mantel anlegen, schob ihren Arm in den seinen und begab sich mit ihr auf den Seimweg, durch das Städtchen. Margaret folgte mit dem Bahnhofsportier, Sarah mit einem Verehrer, den sie sich im Laufe des Abends zugelegt hatte. Die Grover beschloß den Zug; sie war allein und vollauf beschäftigt mit der Schleppe ihres grünseidenen Kleides, die sie so hoch wie möglich emporhob, um sie nicht im Staub der Straße zu beschmutzen.

Als sie an den Bahnhof kamen, war der Himmel schon ganz in rosiges Licht getaucht, und die öden Hügel am Meeresufer zeichneten sich deutlich ab in dem rasch aufsteigenden Tageslicht. Die kleinen Vögel sangen überall auf den Bäumen; dann, als erwachten sie zum Bewußtsein ihrer wichtigen Tagesgeschäfte, schüttelten sie ihr Gefieder und flogen rasch davon in die Felder. Es war während der ganzen Nacht heiß und schwül gewesen, und selbst jetzt, zu der frühen Morgenstunde, hatte sich die Luft kaum abgekühlt. Esther blickte auf das Landschaftsbild vor sich. Sie mußte des ersten Maltes gedenken, da sie es gesehen; sie blieb stehen und verglich die beiden Eindrücke, die es auf sie gemacht hatte . . . Oder blieb sie stehen, um die letzten Augenblicke ihres Glückes noch zu verlängern? . . . Sie schmiegte sich dicht an William an und fragte ihn, ob er nicht auch die Wälder und Felder hier herrlich fände? . . . William kannte die Gegend zu genau, um sich noch besonders darüber aufzuregen. Esther interessierte ihn weit mehr, und während sie mit träumerischen Augen die Landschaft anblickte, bewunderte er die feste, weiße Rundung ihres Halses, den man, da ihr Mantel vorn offen stand, deutlich sehen konnte; nie hatte sie hübscher ausgesehen, als an jenem Morgen, wo sie da stand auf der staubigen Straße mit ihrem zerknitterten weißen Kleide und den blauen Schärpenenden, die unter ihrer schwarzen Tade hervorquakten.

### XI.

Eine lange, lange Zeit hindurch blieb dieser Ball das allgemeine Tagesgespräch. Man sprach darüber, wie dieser und jener Mann getanzt hatte, wie diese und jene Frau oder jenes Mädchen gekleidet waren, von dieser und jener Verlobung und der daraus erfolgenden möglichen Heirat. Alle hatten sich auf dem Ball amüsiert. Esther aber hatte an jenem Abend ihr Glück gefunden, und diese Glückseligkeit drückte sich jetzt so deutlich in ihrem Antlitz und ihrer Stimme aus, daß Sarahs spöttische Bemerkungen über ihre Unfähigkeit, das

# Der Schlawfchreiber.

Besen zu erlernen, sie weder mehr beschäftigen noch ärgern konnten. Die Liebe, welche ihr ganzes Wesen erfüllte, schien sich gewissermaßen auf alles zu erstrecken, was in ihre Nähe kam, und sie ebenso zur Verzeihung für alles zu bewegen.

Während des Tages gal es verstoßene kleine Zusammenkünfte und geflüsterte Liebesworte. Abends aber, wenn ihre Tagesarbeit gethan, wanderten sie zusammen hinaus in die Felder, hörten dem Gesang der Vögel zu, sahen die Sommerjonne im Westen versinken und sagten sich allerhand Liebes- und Gutes. Oder aber Cithar begleitete William um neun Uhr abends nach dem Bahnhof hinunter, wenn er Briefe dorthin zu bringen hatte. Der Weizen stand schon goldgelb und reif in den Feldern, und die beiden flüsterten immer noch von Liebe und Heirat miteinander. Zusammen lagerten sie in dem sonnendurchdrungenen Grobe Laubstreu auf dem Rücken der Ruhigbloden und sahen der Sonne zu, wie sie zuerst golden, dann purpurrot im Westen sich zur Ruhe begab.

Eines Abends legte William seine Pfeife fort, nahm Cithar in seine Arme und flüsterte ihr zu, daß sie sein kleines Weibchen sei. Die Worte klangen so süß, daß sie das andre, was er danach noch flüsterte, gar nicht mehr hörte; sie schien plötzlich wie betäubt zu werden. Ob es das Bier war, welches sie an dem warmen Abend getrunken hatte? Sie wünschte jetzt, daß sie das letzte Glas nicht mehr zu sich genommen hätte, aber sie hatte Williams Zureden nicht zu widerstehen vermocht.

Die Sterne funkelten hell am Firmament, als er sie endlich nach Hause begleitete. Er bat sie, ihn anzuhören, er wollte ihr dies und jenes noch sagen; sie aber floh vor ihm her, den Feldweg hinab, über den Hof, ins Haus, und rannte die Treppe hinauf bis in ihr Zimmer. Margarete war schon zu Bett gegangen. Sie wachte auf, als Cithar eintrat, und fragte sie, warum sie so lange ausgeblieben sei; sie aber gab keine Antwort, und bald darauf hörte sie an Margaretens tiefen Atemzügen, daß diese wieder schlief.

Sie sah im Geiste noch einmal den Abendbrotstisch vom gestrigen Abend vor sich. Sarah war spät hereingekommen und hatte sich neben sie gesetzt; ihr gegenüber saß William, die Zungen sahen alle zusammen auf einem Haufen, Mr. Swindles hatte seine Schmutztabakdose vor sich auf dem Tisch liegen; neben ihm saßen Margarete und die Grover. Alle hatten sehr viel gegessen und getrunken, und Mr. Leopold war wohl ein halbes Dutzend mal in den Keller gegangen, um Bier zu holen. Sie erinnerte sich jetzt, wie ihr ein bißchen schwindlig gewesen war, als William sie zu einem Spaziergang aufjforderte; sie erinnerte sich, wie sie zusammen durch das Hofthor geschritten und weit hinaus in die Einsamkeit der Hügel gewandert waren; alles dieses stand deutlich vor ihren Augen; an das andre, das darauf gefolgt war, wollte sie lieber nicht denken. Die ganze Nacht über lag sie da und starrte in das Dunkel des Zimmers hinein; und als Margarete des Morgens erwachte, sah Cithar so totenbleich aus, daß sie fragte:

„Was fehlt Dir denn? Du siehst ja so schlecht aus.“

„Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, und mein Kopf schmerzt jetzt und ist so schwer, als ob er herunterfallen müßte; wenn ich doch bloß heute nicht an die Arbeit zu gehen brauchte!“

„Ja, das ist eben das Unglück von uns Diensthöten, gesund oder krank bleibt sich da ganz gleich,“ erwiderte Margarete. Sie blickte in den Spiegel, drehte ihr Haar mit beiden Händen zusammen, rollte es zu einem Knoten und steckte es dann fest. Dann sah sie Cithar noch einmal an.

„Du siehst wahrhaftig schlecht aus!“ sagte sie.

Mit vieler Mühe kleidete sich Cithar an, und sie gingen zusammen hinunter. Noch nie zuvor waren sie so spät gekommen. Halb acht und die Läden am Hause noch geschlossen; William, der in seinem Verschlage Stiefel putzte, wartete, bis er die Thür, die die Küchenräume von den übrigen Räumen des Hauses trennte, schließen hörte, dann rannte er in die Küche, wo er Cithar allein zu finden hoffte, aber Mrs. Latch war schon da und fragte ihn kurz und knapp, was er wünsche; er murmelte eine Ausrede und zog sich wieder zurück.

Man hatte Gäste im Hause, und er als Diener hatte viel zu thun; außerdem hielt Cithar sich den ganzen Morgen über so dicht an Mrs. Latches Seite, daß er kein Wort zu ihr sagen konnte; aber sie ließ ihm auch keinen Blick zu teil werden; sie hatte das Gefühl, vor Scham in den Boden sinken zu müssen, wenn sie ihn ansähe. Während des Frühstücks ward es einmal unerträglich, daß sie ihm auf eine Frage antwortete.

(Fortsetzung folgt.)

(Der Konferenzsaal des „Tagesboten“, die Redakteure sitzen um einen großen mit grünem Tuch ausgelegten Tisch, in den verschiedenen Stellungen. Alle sprechen durcheinander, gruppweise, was jeder gerade Lust hat: Das Stimmen der Instrumente vor dem Beginn der Dubetüre.)

Schwiemler sehr verlatert, gähnt: Neech!

Dr. Werner (der boschafte Genius der Redaktion, dessen größerer Triumph ist, sich über die gespielten Ueberzeugungen der Kollegen lustig zu machen): Winnen Sie wieder den Löwenimitator? (Vorsichtig.) Ist Mausehe noch oben?

Cöhnen (lebt es immer als seine heiligste Ueberzeugung pathetisch auszugeben, was er am wenigsten glaubt): Werner, die Zeiten sind doch wahrhaftig zu ernst, um antisemitische Späße zu treiben. Was gestern sich Bernhard auf diesem Gebiete

Schwiemler: Neech!

Dr. Werner: Gut gebrüllt Löwe! Was wollen Sie, Cöhnen. Sie sind 'n alter Achtundvierziger — waren damals vier Jahre alt — und leiden demzufolge an Entrüstung und Ueberzeugung, rückfällige Masern. Ich bin ein neuer Siebziger und nehme die Mädchen wie sie sind. Uebrigens habe ich, trotzdem ich Redakteur bin, noch das Recht zuzulernen, und so übe ich mich gegenwärtig im Jiddisch. Aber ich kann ja auch hochdeutsch sprechen und sage also: Kommt der Alte noch nicht, damit wir unsre welthistorische Beratungen beginnen können und beschließen, welche Ueberzeugung unsere Leser heute abend haben müssen?

Lehmanowski (diplomatischer Redakteur): Ich gebe Cöhnen ganz recht; die Rede war ein Skandal.

Schwiemler: Neech!

Cöhnen: Wir müssen mal wieder das Wort des Kaisers Friedrich von der Schmach des Jahrhunderts citieren.

Dr. Werner: Na, ich finde, was Sie heute morgen darüber geschrieben, war nicht gerade loscher. Nicht einmal den Schnorrer haben Sie erwähnt.

Cöhnen (beleidigt): Ich leide die Tonart des „Vorwärts“ nicht, Ich habe einfach geschrieben, was meine Ueberzeugung mir diktierte —

Schwiemler: Neech!

Lehmanowski: ... und die diplomatischen Rücksichten diktieren. Meyer (Zeulleton, radikal, nach Winternacht Socialist, zwischen 2 und 3 Uhr morgens Anarchist): Ich gestehe, der Artikel war wirklich weder Fisch noch Fleisch!

Dr. Werner: Er war die höhere Synthese: Fischiges Fleisch!

Schwebel (Volakredakteur): Ich habe heute einen prima Mord. Wenn der Alte nicht bald kommt, verdufte ich. Ich muß schreiben. Nebenbei ein Skandal, wie sich der Sportsteil auf meine Kosten ausdehnt. Gestern halte ich nur noch fünf Spalten. Ich stelle die Frage: Sollen wir den lokalen Teil überhaupt aufgeben oder nicht?

Dr. Werner: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich mordend Paar.

Schwebel: Lassen Sie doch die Wize. Mir ist das ernst. Auf Ihren hochpolitischen Schwindel preisen die Leser. Was sie brauchen, sind Morde. Der Mord ist das Rückgrat der Presse.

Schwiemler: Neech...

Cöhnen: Ich glaube doch, daß unser heutiger Morgenartikel freimütig und maßvoll zugleich die Situation gekennzeichnet hat. Dieser vornehme Ton wirkt auf den Kanzler mehr ein als —

Lehmanowski: Unsere guten Beziehungen zum Auswärtigen Amt scheinen mir denn doch das Wichtigste. Wenigstens müßte ich meine Stelle aufgeben, wenn man durch solche Sentimentalitäten meine Position erschwert.

Dr. Werner (spöttisch): Ich würde also vorschlagen, daß wir heute im Leitartikel den großen Sieg Verihards, des Klüfftigen, feiern und feststellen, daß es gerade im Interesse des einheimischen Judentums ist, daß es gegen diese ausländischen Schnorrer geschützt wird, vor denen man nicht sicher ist, ob sie Läuse oder Dynamit oder beides importieren.

Cöhnen: Ich glaube auch fast, daß ich gestern nachts unter dem ersten Eindruck zu weit in der Kritik gegangen bin. Ich will nun doch mal energisch gegen die Anarchisten einschreiten.

Meyer: Aber wenn ich bitten darf, nicht gegen die Edelsanarchisten, zu denen ich mich selbst zu zählen die Ehre habe.

Schwebel: Kommt der Alte noch nicht? Ich habe einen Mordshunger — zwei Spalten groß.

Schwiemler: Neech.

Lehmanowski: Ja, Sie müssen voll und ganz für Willow schreiben, Cöhnen! Wir sind das univrer Stellung einfach schuldig.

Dr. Werner: Raus mit der ganzen russischen Schwefelbände, so ungefähr.

Cöhnen: Ich werde nie vergessen, daß die Humanität das Princip des Liberalismus ist. Gegen die geschwornen Fürsten-Mörder muß die Humanität unter allen Umständen geschützt werden. Ich finde den Ausdruck „Schnorrer“ noch zu milde. Wandelstamm und Silberfarb sind der Austwurf des Judentums. Gerade solche Elemente schädigen die Sache des Judentums und der Toleranz. Der Kanzler hat nichts andres gemeint —

(Der Verleger stürzt wütend in den Saal.)

Schwemler: Uiech...

Schwebel: Gott sei Dank, jetzt komme ich endlich zu meinem Nord...

Der Verleger (wütend): Ich kann Ihnen nur sagen, unser Morgenartikel ist ein kompletter Reinfall. Es regnet Schmähbriefe. Ich will Ihnen nur einen von der Sorte vorlesen, der lautet: „Auch ich heiße — verzeihen Sie — Mandelstamm. Unsere ganze Familie ist in „Ihrem Tagesboten“ geboren worden, hat Frauen gesucht, geheiratet und ist durch den „Tagesboten“ gestorben. Darauf hätte die Redaktion Mühsicht nehmen und energig gegen die antisemitischen Äußerungen des Reichslanzlers Stellung nehmen müssen. Das ist nicht geschehen. Sie sind offenbar auch schon antisemitisch verzeucht. Ich bestelle hiermit das Abonnement ab und kündige auch den Jahresauftrag meines Inserats. Mit gebührender Achtung M. Mandelstamm, Lederhandlung en gros. Nachschrift: Ich würde mich auch nicht freuen, Silberfarb zu heissen.“

(Matloses Schweigen.)

Der Verleger (wütend): Was sagen Sie nun? Wir müssen den Schaden reparieren.

Cöhnchen: Die Ueberzeugung habe ich längst. Wir müssen ein kerniges Wort reden. Noch im Abendblatt soll's geschehen.

Der Verleger (ruhiger): Aber gehen Sie ordentlich ins Zeug! Mandelstamm muß wieder unser Abonent und Inserent werden.

Lehmanowski: Ich bitte doch, unsere Beziehungen nicht zu vergehen. Wir brauchen Informationen —

Dr. Werner: Jede Minute einen diplomatischen Anlauf —

Lehmanowski: Bitte sehr: Information! Scharf schlägt uns so schon mit seinem Nachrichtendienst aus dem Ministerium; Scharf —

Der Verleger (wütend): Neben Sie nicht von Scharf, diesem Lotteriemenschen. Schwebel, Sie müssen den Kerl mal auch im Lokalen ordentlich mitnehmen —

Dr. Werner: Es kommt mir so vor, als ob Scharf das Recht hätte, seine Geschäfte zu machen, wie er will und kann. Der Skandal liegt doch sozuagen in den Ministerien —

Der Verleger (scharf): Mein Lieber, in meinem Betriebe greift man Scharf an —

Schwemler: Uiech...

Schwebel: Scharf wird gemacht. Aber ich habe keine Zeit, ist sonst noch was?

Lehmanowski: Ich möchte doch nochmals dringend warnen, den Vogen zu überspannen. Wilow ist unser bester Mann.

Cöhnchen (pathetisch): Aber das Judentum hat einen heiligen Anspruch darauf, Gemüthung zu verlangen.

Der Verleger: Die Einwürfe Lehmanowskis sind doch nicht ganz von der Hand zu weisen. Wir befinden uns hier in einem Dilemma.

Dr. Werner: Da wird uns nichts andres übrig bleiben, als uns die Schlafstänzerin aus München kommen zu lassen. Schreiben wird sie doch wohl auch können.

Cöhnchen: Sie haben nur Raupen im Kopf, was soll uns die Schlafstänzerin?

Dr. Werner (sehr ernsthaft): Aber die ist doch geradezu unentbehrlich für uns, wenn sie auch schreiben kann. Sie allein wäre doch fähig, im Zustande hypnotischer Bewußtlosigkeit den feinsten Regungen der Volkseele emerzits und den diplomatischen Eingebungen des Reichslanzlers andererseits in Leitartikeln, Feuilletons, Kursberichten, Lokalpremiere, und wo sonst immer, nachzuschreiben.

Schwemler: Uiech (plötzlich in Ekstase ausbrechend), Kinder, ich fühle, ich kann das auch... (Er verfiel in Schlaf.)

Cöhnchen: Sollte es möglich sein? (Er sieht Schwemler an) Ich habe die Ueberzeugung — (Schwemler nimmt flüchtig Papier und Feder und schreibt mit geschlossenen Augen, fieberhaft schnell): „Der Ausgang der Russen-debatte bedeutete den vollständigen Sieg der Regierung. Es ist festgestellt, daß wir es mit einer Bande russischer Anarchisten zu thun haben, die die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft gewaltsam umstoßen. Individuen, die derlei Gründe planen, sind nicht würdig des Ahlrechts, und es ist Pflicht des Staates, sie unschädlich zu machen.“

Lehmanowski: Ausgezeichnet!

Dr. Werner: Das genügt nicht, Cöhnchen. Sie sind ja auch überzeugt, daß —

Cöhnchen: Warten Sie nur, kommt sofort.

Er sieht wieder Schwemler unverwandt an. Schwemler nimmt ein andres Blatt Papier und schreibt ebenso schnell: „Wer jemals Gelegenheit hatte, sich im Kreise der jungen russischen Studenten zu bewegen, der ist begeistert von diesem Geist hingebender Kameradschaft, von diesem heißen Bemühen, sich die Schätze der Wissenschaft zu erschließen, von diesem hochgespannten Idealismus, der bereit ist, in den Tod zu gehen, um dem russischen Vaterland bessere Zustände zu verschaffen...“

Dr. Werner: Das bringen wir natürlich wieder ins Abendblatt. Nr. 1 über, Nr. 2 unter dem Strich. Der Wunderstrich schafft oberhalb Wilow, unterhalb dem Lederhändler Mandelstamm die Gemüthruhe wieder.

Schwemler (wacht auf): Uiech...

Der Verleger (entzückt): Schwemler, ich gebe Ihnen monatlich 25 Mark Zulage...

Schwemler (ohne Verständnis glogend): Uiech!... Joo.

## Kleines feuilleton.

eg. Marie. Es sah wüßt aus in der Küche. Auf dem Tisch standen Keller und Schüsseln in ganzen Stößen, sie waren offenbar aus dem Küchenspind herausgenommen, dessen Fächer hinter den offenen Thüren in gähnender Leere lagen. Am Herd waren die blanken Thüren ausgehakt und auf der Platte aufeinandergelegt. Auch die Speisekammer hatte man bis auf die letzten Büchsen ausgeräumt.

Marie lag auf den Knien und scheuerte den Fußboden der Kammer mit der Bürste. Sie arbeitete hastig. Manchmal hielt sie inne und ihre Arme sanken wie in jäher Erschöpfung schlaff herab. Sie konnte wohl müde sein! Es war kein Spaß: die Arbeit dieses letzten Tages. Nein wahrhaftig, durchaus kein Spaß! Alles scheuern, alles putzen, in alle Ecken kriechen, die hintersten Winkel noch einmal kehren!

Ah, die Alte verstand es! Aber natürlich, das neue Mädchen mußte doch alles rein finden.

Nun, das neue Mädchen konnte sich ja überhaupt freuen. Die Alte würde es ihr schon beibringen: immer hinterher, immer hegen und jagen, immer suchen, wo noch Arbeit war, damit man nur ja nicht zur Ruhe kam, oder etwa zuviel freie Zeit hatte.

Na, sie hatte wirklich nicht zuviel davon gehabt in diesen sechs Wochen. Kaum mal alle vierzehn Tage ihren Sonntag, von einer Ruhepause in der Woche gar nicht zu reden.

Ja, die Alte verstand es wirklich! Heute wieder, all die Arbeit, die sie da herausgesucht! Alles gerade auf diesen letzten Tag!

„Damit die Neue alles sauber findet.“ Als ob überhaupt nicht alles sauber gewesen, so sauber wenigstens, daß es noch liegen bleiben konnte bis zum Sonnabend. Denn am Sonnabend mußte die Neue ja doch wieder „ran“. Rein gar nicht, damit die Neue alles sauber findet, nur damit sie nicht etwa zu früh wegstommt, und etwa noch eine Stunde für sich hat, bevor sie bei der nächsten Herrschaft anzieht.

Das hatte sie natürlich geahnt, die Alte, daß sie gern erst noch zu der kranken Schwester gegangen wäre, und das war ja nicht nötig, das konnte sie ja vom nächsten Dienst aus, an ihrem ersten freien Sonntag thun.

Erst in vierzehn Tagen also! Des Mädchens Hände ballten sich unwillkürlich. Sie warf einen zornigen Blick nach den Borderräumen, aus denen das Lachen und Plaudern der Herrschaft in verworrenen Lauten herausklang.

Ja, die sah ja da drin und waren guter Dinge und dachten absolut nicht daran, wie schwer sie ihr das Leben machten. Nein, bewahre, sie sagten womöglich noch, sie hätte es ihnen schwer gemacht! Und sie hatte doch wirklich ihr bestes gethan.

Hatte sie es nicht? Sie hielt mit Bürsten inne und sah vor sich hin.

Sie war ein rechtliches Mädchen, das vor sich selbst bestehen wollte. Sie konnte es auch; ja sie hatte ihr bestes gethan, hatte geschafft und geradet und nie widersprochen. Und wirklich, das letzte war manchmal schwer gewesen. Die „Alte“ hatte so eine Art, so eine nichtswürdige Art zu zanken und zu leipen, und alles nicht gut genug zu finden, daß es einem in den Fingern kriecheln konnte. Gott sei Dank! Nun war sie ja erlöst! Nur noch eine Stunde oder zwei, dann ging es fort.

Sie atmete auf und erhob sich. Na, nun war wenigstens die Kammer gemacht; nun noch einräumen, dann rasch das Spind auswachen und dann noch das Gelbe putzen. Wenn sie sich ranhielt, konnte sie doch um sieben fort, dann blieb immer noch eine Viertelstunde, um zu der kranken Schwester hinaufspringen. Sie machte sich mit wahrer Hast an die Arbeit. Die Finger schafften aber doch nicht so schnell, wie die Gedanken; sie kam nur langsam vorwärts, und als sie endlich an das Gelbe ging, war es schon viertel sieben. Ihre Waden brannten in Fieberrothe. Sie polierte und rieb an den Thüren so rasch sie konnte; endlich waren auch sie fertig.

Die Küche glänzte wie ein Schmuckkasten. Marie redte die Arme und sah befriedigt auf ihr Werk. So, nun möchte sie kommen, die Neue! Nun fand sie es sauber, aber wirklich sauber! Sie spülte die Hände unter der Wasserleitung, trocknete sie und ging dann nach vorn: „Ich bin jetzt fertig, gnädige Frau.“

Die Dame, die mit den Töchtern gemüthlich am Kamin saß, sah pitiert auf: „Jetzt schon? Na, das ging ja rasch, da haben Sie wohl die eine Hälfte liegen lassen und die andre hüsch-hüsch gemacht?“

„Nein, es ist alles ordentlich, gnädige Frau.“

„Nun, da werde ich erst einmal kommen und nachsehen. Ihnen steht ja bloß das Fortkommen im Kopf.“ Die Dame erhob sich, nahm ihre Schleppe auf und tauschte an dem Mädchen vorüber nach der Küche.

Marie's Hände ballten sich wieder. Sollte die Alte etwa wieder nörgeln, wollte sie noch etwas auszufehen haben? Nein, das konnte sie doch nicht. Sie ging rasch im Geiſt noch einmal alle Ecken und Winkel durch, es war doch alles sauber. Die Alte entdeckte auch nichts. Sie nahm zwar ihr Stiefelornon und ließ sich sogar in die Speisekammer leuchten und fuhr mit dem Finger prüfend über jedes

Rüchensbrett, es fand sich aber doch kein Stäubchen. Die Alte blieb überlegend stehen.

„Geben Sie die Asche aus dem Herd genommen?“

„Gestern abend doch erst, gnädige Frau.“

„Dann ist doch also die von heut' drin, dann nehmen Sie mal die gefälligt raus und tragen Sie sie nach dem Hof. Sehen Sie, ich sage ja, immer hüsch-hüsch. Sie haben keine Ahnung von Sauberkeit! Nun, worauf warten Sie?“

„Ja, wenn ich jetzt noch Asche herausnehme, staubt doch alles wieder voll.“

„Nun, dann werden Sie die Küche noch einmal aufwischen, und den Herd abwischen, oder denken Sie, die Asche soll drinbleiben? Sie sind und bleiben eine Schmutzliefe, Marie, Sie passen nicht für einen vornehmen Haushalt.“

„Na ich mach' es ja schon!“ Marie stand die Thränen in den Augen.

„Und dann wischen Sie mal den Korridor noch mal auf und waschen Sie draußen die Stammtüren ab, und wenn Sie uns dann noch Bier geholt haben, können Sie gehen.“ Die gnädige Frau rauschte wieder hinaus.

Ja wirklich, konnte sie dann gehen? Um acht Uhr, wenn es knapp noch Zeit war, rasch zur neuen Herrschaft zu kommen und keine einzige Minute mehr für die kranke Schwester übrig blieb! Ach! Marie schluchzte auf.

Aber wenigstens konnte sie gehen, das war noch das Beste. Und morgen war sie bei einer guten Herrschaft. Ach, es mußte ja Erholung sein, für die kleine, reizende Doktorin zu arbeiten. Wie war die lebenswürdig gewesen beim Mieten, was hatte sie ihr nicht gesagt, wie gut es die Mädchen bei ihr hätten und wie sie ihnen das Leben leicht mache. Marias Augen strahlten auf, dann machte sie plötzlich ein betroffenes Gesicht.

Ja, die kleine Frau Doktorin war lebenswürdig gewesen beim Mieten, aber eigentlich . . . eigentlich war die Alte beim Mieten . . . genau so lebenswürdig gewesen, und all die andern Hausfrauen auch. Alle hatten dasselbe versprochen. Und dann nachher . . .

Je, o je! Würde die kleine Doktorin am Ende nachher auch wie die andern sein? . . .

Marie seufzte tief und nahm den Ascheimer, um ihn nach dem Hofe zu tragen. Sie nickte vor sich hin: Ja, es war eigentlich dumm, noch immer auf Besserung zu hoffen. Und eigentlich konnte sie es schon lange wissen. Man zog aus einem Dienst, weil er schlecht war und zog in den andern, weil man hoffte, er würde ein bißchen besser sein, aber schließlich blieb es immer dasselbe . . . Immer dasselbe. . . .

gc. Der schlane Zimm. Vor Jahren, als der amerikanische Westen noch etwas wilder war als heutzutage, lebte dort ein junger Mann, der war der tägliche Gast des Hotels einer Grenzstadt. Er und eine Anzahl seiner Freunde benutzten das dortige Rauchzimmer als eine Art Klublokal; sie wurden durch eine hübsche Stellerin Namens White bedient. Sie war ein nettes, ruhiges Mädchen und sorgte für ihre Gäste prompt und aufmerksam. Eines Abends, nachdem sie sich zurückgezogen hatte, machte der Wirt den Gästen die Mitteilung, dieses wäre das letzte Mal gewesen, daß sie von ihr bedient worden seien, da Miß White morgen heiraten werde. Als der Wirt sich entfernt hatte, erhob sich der junge Mann, Jimmy Hughes mit Namen, und sagte, daß seiner Meinung nach es nur recht und billig wäre, wenn sie dem Mädchen für die erwiehenen Dienste ihre Anerkennung zeigten, indem sie ihr ein kleines Präsent für den kommenden Tag stifteten. Er nahm ein Blatt Papier, zeichnete 200 Dollar mit seinem Namen und ließ es herumgeben. Da das Mädchen bestedt war, betrug die gestiftete Summe 2000 Dollar. Sie riefen den Wirt und übergaben ihm das Geld mit der Beifugung, dasselbe am nächsten Morgen Miß White mit den herzlichsten Glückwünschen zu überreichen. Am nächsten Tag fand die Hochzeit statt. Der glückliche Bräutigam war — Jimmy Hughes. —

**Bergbau.**

en. Die neuen Zinnlager in Alaska. Nachdem das Goldfieber, das von den Funden von Klondike ausging, einigermaßen verbraucht ist, hat man sich dazu verstanden, die Bodenschätze von Alaska mit nüchternen Wissenschaftlichkeit zu untersuchen und dabei gefunden, daß noch mancherlei andre Mineralien dort vorhanden sind, die einen bergmännischen Abbau lohnen würden. Man konnte sogar die Frage aufwerfen, ob Alaska nicht vielleicht später einmal weniger ein des Goldes als um anderer Erze willen eine hervorragende Stellung in der Produktion der Erde einnehmen wird. Wichtig sind jedenfalls die Lager von Zinnerzen, die in dem Gebiet von Fort im westlichen Teil der Seward-Halbinsel an der äußersten Spitze Alaskas und damit Nordamerikas überhaupt aufgedeckt worden sind. Das zinnreiche Gelände hat einen dreieckigen Umriß mit dem Kap Prince of Wales an der Spitze und mit der Küste des Eismeerces und den Gestaden des Beringsmeeres an den Seiten. Leider besitzt dieser Teil der Halbinsel keinen Hafen, und Landungen können nur durch die Brandung hindurch bewerkstelligt werden. Immerhin liegt der tiefe und sichere Hafen Port Clarence nur 40 Kilometer in südöstlicher Richtung entfernt. Die südliche Ecke des Dreiecks wird von den York-Bergen eingenommen, die im Süden, Westen und Norden von dem York-Plateau in einer Erhebung von nur 60—180 Meter Meereshöhe umgeben werden. Aus dieser Hoch-

ebene ragen zwei Hügel unermittelt auf, deren einer als Cape Mountain die westliche Landspitze bildet. Die York-Berge bestehen aus silurischen Kalksteinen, westlich davon dehnt sich ein Band ungewandelter Schiefer unbestimmten Alters aus und jenseits davon eine schmale Kalksteinzone, deren Entstehung wahrscheinlich in die spätere Steinlohlenzeit zu verlegen ist. Diese Ablagerungen enthalten eingedrungene Massen von Granit und einem jung-vulkanischen Gestein (Rhyolit), in denen Zinnerze vorkommen, und ferner von Grünsteinen, die keine praktische Bedeutung besitzen. Die wichtigsten Zinnlager finden sich am Lost River in einem Abstand von 6—8 Kilometer von den York-Bergen. Das Zinn im besonderen tritt in einem Band von 1/2 Kilometer Länge und 100 Fuß Breite auf, das den Kalkstein in der Richtung von Ost nach West durchzieht. Das Gestein besteht aus Flußpat, Kalkspat, Quarz und Lithion-glimmer, und daneben liegen all die wertvollen Mineralien: der Zinnstein (Cassiterit), Schwefelkies, Bleiglanz, Wollfranzit und Granat. An einer Stelle ist das Zinn auch in Form des Minerals Stannit gefunden worden, das nach Archauc, sondern eine terbe, gelblichweiße Masse bildet. Während des vorigen Jahres wurden zunächst mehrere kurze Tunnel in das Gestein des Vorgebietes Cape Mountain getrieben, um die Erzadern aufzufinden, die den an drei verschiedenen Stellen ihrer Umgebung angetroffenen Ablagerungen von Zinnstein den Ursprung gegeben haben konnten. Bisher sind diese Arbeiten ohne Erfolg geblieben. In einem Bach, der ins Eismeer mündet, ist die Gegenwart von Zinnerzen in der Form von Geröll festgestellt worden, und hier wurden die bergmännischen Arbeiten zuerst in Angriff genommen; man hat bereits einige Tonnen Zinnerz gesammelt und verschifft. Zweifellos liegen in den Schiefen Adern von Zinnerz; von deren Auffindung wird die Entwicklung des Gebietes für den Zinnbergbau abhängen. Wie ein Mitarbeiter der „Science“ mitteilt, sind einige Plätze, wo Zinnerz schon 1900 gefunden worden war, von den Unternehmern wieder verlassen worden, aber die hauptsächlichsten Funde sind auch sämtlich erst später gemacht worden. —

**Humoristisches.**

— Die lohnende Tour. „Sagen Sie, Kutscher, ist die Tour nach Schloß Rogefelds lohnend?“

„Frei!“ — da hab'n wir ja doppelte Tax'!“ —

— Beleidigt. Hochzeitsgast (beim Toast auf das Brautpaar): „Liebe hat Euch zusammengeführt, Liebe war es, die Eure Herzen mit ihrer Zauberhand berührte, Liebe . . .“

Vater der Braut: „Was redt er in einem fort von Lieb'!? . . . Bin ich vielleicht e' Schnorrer?“ —

— Vorschlag. Der Steffelbauer, dem erst sein Weib gestorben ist, hat um wieder Leben ins Haus zu bringen, seinem Sohn eine Hochzeiterin ausgefucht und zwar in Gestalt der wohl sehr reichen, aber nicht minder häßlichen Muddelborfer Neß vom Nachbardorf.

Heut' führt er nun die Erwählte seinem Hiesel vor. Dieser starrt sie nun eine Weile verblüfft an — dann wispert er:

„Du, Vater, magst s' net lieber Du?“ —

(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Elisabeth Grub, vom deutschen Schauspielhaus in Hamburg, ist von den Direktoren Halm und Graul für die nächste Spielzeit des Berliner Theaters verpflichtet worden. —

— Mit der dreitägigen Operette „Der Sonnenvogel“ von Victor Holländer, Text von Plankowshy und Schanzer, wird Direktor Jerenczy seine diesjährige Spielzeit bei Kroll (am 21. Mai) eröffnen. —

— „Annamarei“, eine Oper von Gustav Kullenkampff, Text von Agel Dehmar, erzielte bei der Erstaufführung am Kasseler Hoftheater einen starken Erfolg. —

— Wieder vereint. Die Münchener SeceSSION wird diesmal wieder mit der Berliner SeceSSION zusammen ausstellen. —

— Im Salon Paul Cassirer ist in den beiden Oberlichtsälen eine Camille Pissaro-Ausstellung eröffnet worden. Ausgestellt sind Bilder aus allen Lebensperioden des Malers. —

— Einen Wetterwächter beschäftigt die Elektrizitätsgesellschaft der City von London. Der Mann sitzt in einem großen Glaskasten auf einem der höchsten Gebäude dieser Gesellschaft. Barometer, Thermometer und Teleskope geben ihm Kunde von jeder Wetteränderung. Besonders scharf hat er den Himmel zu beobachten. Sind Wolken in der Richtung auf London im Auge, so hat er das sofort dem Maschinenraum der Gesellschaft telephonisch mitzuteilen, damit die Feuer unter den Kesseln verstärkt werden, denn es hat sich herausgestellt, daß eine plötzliche Verdüsterung des Himmels über London zur Folge hat, daß sofort 100 Proz. mehr Lichter gebraucht werden als bei klarem Himmel. Es kam sogar vor, daß der vierfache Bedarf an Elektrizität plötzlich entstand. —

— Statistisches über die Beleuchtung Londons. Die Straßen Londons bedecken ein Terrain von 149 1/2 englischer Quadratmeilen. Zu ihrer Beleuchtung dienen 4479 elektrische Bogenlampen, 1185 elektrische Incandescent-Lampen, 66 000 Incandescent-Gaslampen und 18 248 Gasflackbrenner. —